Verheiratet oder ledig?

Von B. M. Croker.

(9. Fortsetzung.)

Jeder Mensch mit klarem Blick konnte sehen, daß sie halb verhungert war; aber mit welcher Entrüstung würde sie diese Thatsache bestritten haben! Lieber wäre sie gestorben, als daß sie die Wahrheit zugegeben hätte. Solange Laurence nur wenigstens einmal täglich seine Fleischmahlzeit und das Baby seine Milch hatte, war sie zufrieden und „behalf sich", das Wort ist so wundervoll elastisch, behalf sich beinahe ohne Speise und Trank.

Und während Laurence sie jetzt so stumm betrachtete, sagte er sich innerlich, wie schwer er sich versündigt hatte, als er Madeline durch das Band der Ehe an sich fesselte. Wie sollte er sich nicht nur vor seinem eigenen Gewissen, sondern auch vor ihrem Vater verantworten, wenn er ihm die Tochter fast in Lumpen, abgezehrt vor Hunger, ohne einen Pfennig Geld und, zu allem Ueberfluß, belastet mit einem sterbenden Gatten und einem ewig schreienden Kinde zuführte?

Wie viel besser und vernünftiger wäre es gewesen, seine thörichte Liebe schon im Keime zu ersticken und in Madelines Schicksal nicht einzugreifen! Warum hatte er nach jener unglücklichen Nacht, als sie den Eisenbahnzug verpaßten, nicht lieber an Frau Wolferton telegraphirt? Was würde ihr Vater zu alledem sagen? Würde er sie nicht von ihm nehmen?

Madeline hatte oft geäußert, daß ihr Vater, soweit sie ihn nach seinen Briefen zu beurtheilen vermochte, ein Mann war, der äußern Prunk, Luxus und eine glänzende Geselligkeit liebte. Er hatte immer gewünscht, sie möge tanzen, singen, gut Klavier spielen und fertig französisch sprechen lernen, hatte aber die Dinge, die Laurence für eine höhere weibliche Ausbildung unerläßlich hielt, zum Beispiel Literatur, Kenntniß der englischen Klassiker und so weiter nie mit einem Worte erwähnt. Auch hatte er der Tochter stets eingeschärft, wohl die Bekanntschaft und gute Beziehungen zu jungen Mädchen gleichen oder höheren Standes zu pflegen, sich aber nie in untergeordnete Schulfreundschaften einzulassen, die anzuerkennen er nicht in der Lage sein würde. Madeline war auf ein Verhältniß eingegangen, das schlimmer war als eine „untergeordnete Schulfreundschaft", die immerhin abzustreifen war, wie ein alter Handschuh; sie war auf Lebenszeit an einen armen Mann gefesselt, dessen Karriere die eines Invaliden zu sein schien, hatte einen Stein am Halse für's ganze Leben.

Für seine Herstellung hegte er nur schwache Hoffnung. Die Verhältnisse lagen zu ungünstig, und da er sie nicht ändern konnte, hatte er sich in Geduld ergeben. Hätte er guten Wein zur Stärkung und dann und wann einen Leckerbissen zur Anregung seines Appetits gehabt, anstatt der kleinen Happen zähen, schlecht gebratenen Fleisches und des Portweines für einen Schilling die Flasche, hätte sich ihm die Möglichkeit geboten, frische, belebende Luft zu athmen, ja dann! Aber er wußte ja, daß alles dies so unerreichbar für ihn war, wie die Sterne!

„Was soll ich nun thun, Laurence?" fragte Madeline, die sein langes Schweigen nicht begriff. „Was denkst du von der Sache?"

„Daß du dem Rufe folgen und sofort, noch heute, reisen mußt", gab er endlich zur Antwort.

„Noch heute! Wo denkst du hin, lieber Laurence?" rief sie, sich auf einen Strohstuhl zu ihm setzend und ihn erstaunt ansehend. „Woher sollten wir dazu das Geld nehmen? Schau!" fuhr sie fort, zog eine schäbige kleine Börse aus der Tasche und schüttete den Inhalt in ihre Hand. „Schau, zwei Schillinge und sieben Pence, das ist unser ganzes Vermögen."

„Dennoch, mag's gehen, wie's will, du mußt reisen, Maddie. Es kann zu viel davon abhängen. Ein Retourbillet dritter Klasse...."

„Ein Retourbillet dritter Klasse kostet noch immer zweiundzwanzig Schillinge, also zwanzig mehr, als ich besitze", unterbrach sie ihn. „Außerdem", fügte sie an sich herunterblickend hinzu, „könnte ich in diesem Kleide doch wohl nicht reisen. Oder meinst du?"

„Nein, das kannst du nicht", gab er zur Antwort, während eine flüchtige Röthe in seine fahlen Wangen stieg, „wir müssen etwas an deine Kleider wenden. Ehe wir das aber können, müssen wir natürlich eine Einnahme haben. Und da meine ich, obgleich ich mich von diesen Dingen nie zu trennen gedachte, so können sie doch wohl keinem besseren Zwecke dienen, ich meine also", hier trocknete er sich die feuchte Stirn, „wir opfern das Miniaturbild meiner Mutter und die Medaillen meines Vaters. Ich meine die in Granaten gefaßte Miniature; die Rückseite ist von Gold, und ich hoffe, wir bekommen wenigstens zwei Pfund dafür. Das Bildchen befindet sich in dem rothen Lederetui, das in meinem Pulte liegt. (In dem Pulte lag auch ein Stoß sauber abgeschriebener Manuskripte, die aber leider, wie er hatte erfahren müssen, werthlos waren.) Nimm das Etui, liebe Maddie, und auch die Medaillen, für die man dir ja wohl einige Schillinge geben wird."

„O, Laurence", rief sie, plötzlich neben ihm niederknieend, „nein, laß uns erst überlegen, ob es wirklich sein muß! Ich thue es zu ungern, denn ich weiß,

Roman——23

wie viel du auf diese Sachen hältst. Es sind die einzigen Familienreliquien, die du hast. Nein, nein, es geht nicht."

„Es muß gehen", sagte der Kranke mit bei ihm jetzt ungewöhnlicher Bestimmtheit. „Hier öffnet sich endlich ein Ausweg für dich, meine arme Madeline. Eine innere Stimme sagt mir, daß dein Vater lebt und als reicher Mann heimgekehrt ist. Du bist sein einziges Kind und seine Erbin, und so wirst du es denn, wenn ich erst dahin bin, wieder gut haben, wirst wieder gehegt und gepflegt werden. Ja, geliebtes Herz, dies Ende ist doch das beste für dich. Ich habe, als ich dich heirathete, schlecht an dir gehandelt, das sehe ich jetzt nur zu klar und deutlich ein. Ohne vermögende Freunde, ohne ein genügendes Einkommen war ich nicht berechtigt, dich zu heirathen; aber ich hatte keine Ahnung, daß es je so weit mit uns kommen könnte. Glaube mir das, Maddie, und verzeih mir!" bat er mit Thränen der Schwäche und Reue in den tief eingesunkenen Augen.

„Laurence!" unterbrach sie ihn flehend und versuchte, ihm den Mund mit ihrer Hand zu verschließen.

„Ich hätte in jener Schneenacht zu Fuße heimgehen, hätte dich nach dem Wolfertonschen Hause bringen, unsrer Freundin telegraphiren oder mich an den Geistlichen des Kirchspiels wenden, genug eher alles andre thun sollen, als das, was ich that, und was schließlich dazu führte," fügte er hinzu, indem er mit der Hand einen Kreis beschrieb und die Augen durch das ärmliche niedrige Gemach schweifen ließ, „daß du in diese elende Lage geriethest. Ich hoffe nur, daß es nicht mehr lange dauert", schloß er mit sinkender Stimme.

„O, Laurence!" rief sie beinahe schreiend und faßte seinen Arm, „warum sagst du mir so schreckliche Dinge gerade jetzt, wo sich uns ein kleiner Hoffnungsschimmer zeigt. Wie kannst du nur so — so grausam sein? Du wirst doch mit deinen Worten nicht andeuten wollen, daß du jetzt von mir gehen willst, jetzt, nachdem wir so vieles miteinander durchgemacht haben, und uns endlich, endlich eine Hoffnung auf bessere Zeit winkt!"

Hier erstickten Thränen ihre Stimme; denn leider vermochte sie sich der geheimen Ueberzeugung, die sie mit Todesangst erfüllte, nicht zu erwehren, daß in dem, was er da sagte, etwas Wahres sei. Wie bleich, hager und elend er aussah! Kein Mensch, der ihm noch vor Jahresfrist begegnet, hätte ihn jetzt mit dem glattgeschorenen Kopfe, den hervorstehenden Backenknochen und hohlen Augen wieder erkannt, und mit herzbrechender Klarheit drängte sich der jungen Frau die Erkenntniß auf, daß man es hier nicht mehr mit der akuten Krankheit, oder den Nachwehen des starken Fiebers, sondern mit dem grausamen, unbarmherzigen, gierigen Wolfe, Mangel genannt, zu thun habe. Laurence starb aus Mangel an dem zu seiner Genesung Nothwendigen, und seine arme Frau war nicht im Stande, ihm dies Nothwendige zu verschaffen! So legte sie denn ihr müdes Haupt auf seinen Arm und weinte und schluchzte, als ob das Herz ihr brechen sollte.

Dieser leidenschaftliche Schmerzensausbruch erfüllte Laurence mit Schrecken; denn Madeline weinte selten. Sie hatte sich ihm fast immer sanft, liebevoll, heiter, zuweilen, auch in den schlimmsten Zeiten, sogar vergnügt gezeigt. Jetzt trat eine Reaktion ein, und sie weinte, wie er noch nie einen Menschen hatte weinen sehen.

„Nicht so, Maddie, nicht so!" flüsterte er, mit matter Hand ihr Haar streichend. „Du wirst ohne mich besser daran sein, obwohl du das jetzt nicht glaubst. Du bist jung, kaum neunzehn Jahre alt, es können dir noch viele schöne, glückliche Tage vorbehalten sein, und wenn dein Vater heimgekehrt ist, kann ich in Frieden sterben. Die größte Sorge, die ich je gekannt habe, wird mir dann von der Seele genommen sein. Du glaubst nicht, Geliebte, welche Qualen ich erduldet habe, wenn ich die langen, finstern Nachtstunden dalag, jede Viertelstunde schlagen hörte und darüber nachdachte, was aus dir werden sollte? Nun hat die Vorsehung diese Frage beantwortet. Dein Vater wird dir und dem Kinde eine Heimath bieten. Aber sei ruhig, Maddie, sei ruhig, ich halte es nicht aus, dich so weinen zu sehen, schone mich und sieh, nun hast du den Kleinen geweckt!" fuhr er fort, als sich in dem anstoßenden Zimmer eine schrille, ärgerliche kleine Stimme hören ließ und ihm die weitere Ruhe abschnitt.

Er hoffte, das mütterliche Gefühl, wenn einmal erwacht, würde Madelinens Aufregung, die er nicht zu beschwichtigen vermochte, besänftigen. Der Anblick seines jungen Weibes, das da so völlig gebrochen an seiner Seite lag, das sich ihm sonst immer so muthig gezeigt hatte, und an dem er jetzt, unter dem Brennspiegel tiefsten Seelenschmerzes, ganz neue Züge und Eigenschaften entdeckte, brachte ihn um alle Fassung.

Madeline trocknete sich schnell die Augen, unterdrückte ihr Schluchzen, nahm ihr schreiendes Kind aus der Wiege und reichte ihm die Mittagsflasche, die seinen Hunger stillte und beruhigend auf sein Gemüth wirkte. Dann kehrte sie mit dem Kinde auf dem Arme zu dem Kranken zurück.

Mit einem verhaltenen Schluchzen noch immer halberstickter Stimme begann sie von Neuem: „Nicht wahr, wenn ein Luftwechsel möglich wäre, wenn du nahrhaftere, gut bereitete Kost, Früchte, Wein und die kleinen Delikatessen haben könntest, die Kranke brauchen, so würdest du dich erholen? Ich weiß, du würdest dann wieder gesund! Versprich mir, Laurence, daß du wenigstens versuchen willst, wieder gesund zu werden! Versprich mir, um meinet- und deinet-, wie um des Kindes willen, daß du wenigstens den Wunsch, zu genesen, aufrecht erhalten willst."

„Das will ich jedenfalls versprechen, Maddie, aber du weißt, nicht alle Wünsche gehen in Erfüllung", gab er mit trübem Lächeln zur Antwort.

„Aber wir wissen auch, daß es im Sprichwort heißt: „Solang die Augen offen, soll man vertrauen und hoffen!" Ich halte an der Hoffnung fest, thu du's auch! Und nun muß ich ausgehen; achte du inzwischen auf Baby", fuhr sie geschäftig fort, während sie die Wiege mit dem Kleinen zu dem Vater herantrug, und Laurence ziemlich hilflos und unsicher auf seinen Sprößling blickte, der ihn mit weit offenen Augen und den Daumen im Munde anstarrte.

Madeline kleidete sich eiligst an, nahm einen Schlüssel, öffnete ein Pult mit Messingbeschlägen und fand nach einigem Suchen das Lederetui mit dem Bilde.

„Ist's dies hier?" fragte sie, es in die Höhe haltend.

Laurence nickte bejahend.

„Vielleicht siehst du es gern nochmal an", sagte sie, indem sie ihm das Kästchen in die Hand gab. Er öffnete es, und Madeline blickte mit ihm auf die kleine, ovale Miniature, die ein junges Mädchen mit dunkeln, geistsprühenden Augen nud dunklem Haar darstellte.

„Du bist ihr so ähnlich," sagte sie, und als sie bemerkte, mit welcher Innigkeit sein Blick auf dem Bildchen haftete, setzte sie hinzu: „Du hast deine Mutter wohl sehr lieb gehabt?"

„Ja, aber nicht lieber als dich, Maddie," gab er zur Antwort und schloß das Kästchen mit einem energischen Drucke. „Was die Ehrenzeichen meines Vaters betrifft —", sagte er, diese in die Höhe haltend und zweifelnd betrachtend, „..... aber einige Schillinge wird der Verkauf immerhin bringen; und sie dienen einem guten Zwecke. Da nimm sie, Maddie, geh und bleibe nicht allzulange aus."

Die letzte Bemerkung war unnöthig. War sie denn schon jemals lange ausgeblieben? Aber die Zeit verging in den beiden ärmlichen Dachstuben, die das Heim des jungen Paares bildeten, immer sehr langsam, wenn sie nicht da war.

Achtes Kapitel.

„Hoffentlich ist Baby nicht erwacht, während ich fort war", sagte Madeline ängstlich, als sie nach Verlauf einer reichlichen Stunde, beladen mit einem Korbe und einem Packet, heimkehrte. „Nein, ich sehe, er schläft noch sanft und süß", setzte sie erleichtert aufathmend hinzu, indem sie sich ihrer Last entledigte. „Und nun, um mit dem Anfange anzufangen, und dir alles genau zu berichten, lieber Laurence," fuhr sie fort, während sie eine Flasche aus dem Korbe nahm, „hier ist etwas guter Portwein. Ich habe die Flasche sehr behutsam getragen, um sie nicht zu schütteln. Du mußt gleich ein Glas trinken — damit fangen wir an."

„O, Maddie, was für eine Verschwendung! Wenn du ...."

„Still, still! Höre nur erst," unterbrach sie ihn und brachte, während sie sprach, einige Weintrauben, sechs frische Eier und ein Packet Biskuits aus ihrem schier unerschöpflich scheinenden Korbe hervor. Alle diese Herrlichkeiten legte sie vor ihn auf den Tisch.

„Du wirst also nicht reisen?" fragte Laurence im Tone höchster Mißbilligung.

„Ja freilich werde ich reisen", entgegnete sie vergnügt, öffnete das Packet und entnahm ihm eines ihrer versetzten Kleider, das sie sorgfältig zurecht schüttelte und als einen alten lieben Bekannten mit zärtlichen Blicken betrachtete. „Ich reise heute Abend, wenn ich dich und das Kind zur Ruhe gebracht und gut versorgt habe. Morgen früh wird die Nichte der Wirthin nach euch sehen und Abends bin ich wieder hier."

„Du hast also ein gutes Stück Geld für das Bildchen und die Medaillen bekommen?"

„Ein gutes Stück Geld?" gab sie entrüstet zurück. „Sie drehten das Bildchen zehnmal um und um, lachten darüber — sagten: so was kauft kein Mensch — auch wüßte man nicht, ob das Gold und die Granaten echt wären, und schließlich bekam ich achtzehn Schillinge, womit es, wie sie behaupteten, schon weit über den Werth hinaus bezahlt sei. Dann bekam ich noch zehn Schillinge für die Medaillen. Medaillen seien Apothekerwaaren für den Handel, meinten sie."

(Fortsetzung folgt.)

— Architektenrache. „Was haben Sie mir da für einen Plan gebracht? — Das ist ja eine Raubritterburg!" Architekt: „Sie haben ja doch einen stilvollen Plan für ein Sommerfrischlerhotel haben wollen."

Die erste Rolle.

Skizze von Lothar Brieger.

Die kleine Schauspielerin hat zum ersten Male eine große Rolle bekommen. Seit sie aus der Theaterschule hierher an das Stadttheater gekommen war, war es noch nicht geglückt, einmal die öffentliche Aufmerksamkeit zu erregen. Zuerst hat sie nur „Gesellschaft" gespielt, der Direktor meinte, sie müsse sich zunächst auf der Bühne bewegen lernen. Und dann jene zweiten Rollen, in denen der Schauspieler eigentlich nur als der dunkle Hintergrund fungiert, von dem sich der Vertreter der ersten Rolle doppelt hell abhebt. Aber heute ist es endlich so weit. Die Vertreterin der ersten Rolle ist plötzlich erkrankt, und die kleine Schauspielerin ist rasch entschlossen, für sie einzuspringen.

Und nun sitzt sie in ihrem möblierten Stübchen mit heißem Kopf über dem Manuskript, und je weiter sie liest, desto wirrer wird es im Kopf. Denn sie soll eine moderne Salondame spielen, eine jener nur auf dem Papier zu findenden großen Sirenen, die Männerherzen knicken wie Strohhalme und das mit einer Gemütsruhe, mit der sie eine Limonade trinken.

Für die Sirene aber fehlt der kleinen Schauspielerin alle notwendige Vorbildung. Sie ist aus armem Hause, der Vater war ein kleiner Beamter, fünf jüngere Geschwister fielen ihr bei einer kranken Mutter schon in früher Jugend zu Last. Und später auf der Theaterschule mit dem Drange, nur recht schnell fertig zu werden und sich selbst zu ernähren. Gott, die paar harmlosen Poussaden mit ähnlich begüterten Kollegen zählen ja gar nicht! Und so kennt sie genau wie die Mehrzahl des Publikums die großen Sirnen auch nur auf den Brettern und im Roman.

Sie liest eifrig: Elvira (große Sirenen haben immer Opernnamen) mit großer Handbewegung: Nein, Herr Graf, ich werde meine Liebe nur dem Manne schenken, der mir beweist, daß er mich mehr liebt als mich ein anderer zu lieben vermag! (mit einem blitzenden Seitenblick) Beweisen Sie mir das, Herr Graf!

Die kleine Schauspielerin läßt sich vor ihrem Toilettenspiegel nieder und probiert „blitzenden Seitenblick." Aber es will und will nicht gehen. Mit 150 Mark Monatsgage hat man den blitzenden Seitenblick noch nicht heraus. Er fällt viel, viel zu bescheiden aus, mehr Flirt als Dämonie. Die kleine Schauspielerin möchte weinen. Sie weiß, gerade von diesem Blick hängt ihr Erfolg an dem Abend ab, es muß so sein, daß die Männer heimlich sagen „die kleine Kanaille!", und daß die Frauen genau so zu Hause blitzenden Seitenblick üben wie jetzt sie. Wütend wirft sie das Manuskript beiseite und greift zu den Schminkstiften, um durch schwarze Striche unter den Augen der Dämonie nachzuhelfen.

Es klopft an der Türe. Die Wirtin tritt ein. Draußen steht ein junger Mann und möchte das Fräulein sprechen. Wie er aussieht? Na, ein bischen einfach. Ja, eine Visitenkarte hat er abgegeben. Die kleine Schauspielerin liest: Hugo Meyer. So kann schließlich jeder heißen. Der Herr möchte eintreten.

Ein schmaler junger Mensch schiebt sich, einen schwarzen weichen Filzhut in den Händen, schüchtern ins Zimmer. Die kleine Schauspielerin hat sich erhoben. Die beiden mustern sich ein bischen enttäuscht. Hugo Meyer hat sich ein Künstlerinnenheim etwas großartiger gedacht, mit schweren Teppichen und Diwans voller Kissen. Und die kleine Schauspielerin hat immerhin Weltkenntnis genug, um auf den ersten Blick zu sehen: so etwa Buchhandlungsgehilfe im ersten Jahre. Aber sie sagt liebenswürdig:

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?" Und als das geschehen ist:

„Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Ja, da kommt es heraus. Hugo Meyer schwärmt für die dramatische Kunst. Er ist wirklich Buchhändler, und er verwendet seine Spargroschen zu dramatischen Genüssen im Stadttheater. Die kleine Schauspielerin ist ihm wiederholt aufgefallen. Er hat einen Blick für so etwas, eigentlich ist er ja ein verschämter Dichter. Bei der Gestaltung ihrer letzten Rolle aber ist ihm die Art irritierend gewesen, wie sie sagte: „Greifen Sie zu, meine Herrschaften" und da wollte er einmal selbst fragen und habe sich ein Herz gefaßt.

Die Schauspielerin ist ein wenig mißtrauisch.

„Es ist sehr schmeichelhaft, aber wie kamen gerade Sie auf mich? Ich spiele doch hier leider so kleine Rollen!"

„Ach, das sieht man als alter Theaterbesucher! Wir sind ja hier in der Provinz in der Beziehung nicht gerade verwöhnt, und ein alter Theaterbesucher findet da schnell die selbständige Begabung in der kleinen Rolle heraus! Wenn Sie mir nur gestatten wollten, mich von Zeit zu Zeit mit Ihnen über dramatische Dinge zu unterhalten! Ich würde da viel lernen."

Und er seziert ihr einige ihrer kleinen Rollen in einer Art und Weise, der sie entnehmen muß, daß er ihr Spiel wirklich mit Aufmerksamkeit verfolgt habe. Das rinnt ihr wie die süßeste Schmeichelei durch die Adern, die es im Grund auch ist. Im tiefsten ihres Ehrgeizes aufgeregt, wirft sie dem Besucher einen schnellen Blick zu. Und ist über die Wirkung erstaunt. Hugo Meyer errötet tief, stockt und sieht scheu von ihr weg. Warum eigentlich? — denkt sie. Eine Ahnung keimt in ihr auf, es könnte der Blick gewesen sein. Sie beschließt, ihn bei der nächsten Gelegenheit wieder zu probieren. Gerade, als sich das Versuchsobjekt in einem langen wissenschaftlichen Satze verhaspelt, empfängt es wiederum wie einen Dolch den merkwürdigen Seitenblick zugeschleudert. Und wieder bleibt die Wirkung nicht aus. Hugo Meyer stockt, errötet tief, sieht weg.

Von jetzt ab ist die kleine Schauspielerin auf der Höhe der Situation. Hugo Meyer ist Publikum für sie, ganz einfach nur Publikum. Sie lacht, tänzelt, singt, spielt, ohne daß er es weiß, die ganze große Sirenenrolle mit ihm durch. Sie ist glücklich, vollkommen glücklich, denn sie ist über die große Klippe weg und weiß nun bestimmt, daß sie vorwärts kommen wird. Sie wird sich für alle Proben an Hugo Meyer halten. Und als er ihr sich verabschiedend die Hand küßt, verspricht sie ihm gerne und tief dankbar das erste Rendezvous.

Hugo Meyer ist auf der Treppe, da hört er von oben einen hellen, hohen, jauchzenden Triller. Lächelnd bleibt er stehen:

„Ob ich ihr trotz meiner Schüchternheit gefallen habe? Sie hat mich so eigentümlich angesehen!"

Die kleine Schauspielerin sitzt oben trällernd vor ihrem Toilettenspiegel. Sie probiert ihren Zukunftsblick, sie probiert ihn immer wieder, sie kann sich an ihm gar nicht satt sehen.

Sie denkt nicht einmal an Hugo Meyer.

Vergangene Tage.

Von Julie Horn.

Wie ich heute meinen Schreibtisch ordne, kommt mir ein altes Buch aus meiner Kindheit in die Hand, das einen schwarzledernen Einband hat, auf dem in schöngeschwungenen, goldenen Buchstaben „Poesie-Album" steht, und um die Schrift sind lauter rote, kleine Röschen.

Mein Papierkorb ist voll von zerrissenen Briefen und wertlos gewordenen Dingen, die ich seit Jahren aufgehoben hatte, und oben drauf werfe ich nun das Buch, ohne es noch einmal anzusehen, weil ich in der Erinnerung lebe, daß lauter alberne Verse und geschmacklose Bilder darin sind.

Da kommt meine kleine Tochter ins Zimmer und ich beauftrage sie, den Korb zu leeren und ihn mir wieder zu bringen. Aber sie bleibt lange aus, und wie ich sie nun rufe, tritt sie mit dem Buche in der Hand aus dem Kinderzimmer heraus.

„Mama," sagt sie, „soll denn dieses schöne Buch mit den Gedichten und den schönen Bildern auch weggeworfen werden?"

„Welches schöne Buch?" frage ich, und plötzlich überkommt mich ein seltsames Gefühl.

Ich sehe mich auf einer großen Wiese sitzen mitten im Gras unter einem alten Nußbaum. Einige meiner Kameradinnen saßen um mich herum und ein paar standen hinter mir und sahen über mich gebeugt in mein Album, das ich auf dem Schoße hielt, und hörten mir zu, wie ich ihnen die Verse vorlas. Sie gingen und holten sich Bilder, die sie zwischen den Blättern ihrer Schulbücher liegen hatten, meist Engelsköpfe und Blumenkörbe in bunten Farben, und wir klebten sie in das Buch, waren aufgeregt und redeten durcheinander, und jede wollte mir in das Album schreiben.

Und nun fühle ich auf einmal, wie glücklich und stolz ich damals war, wie schön ich die Bilder und Gedichte gefunden — gerade so, wie jetzt meine kleine Tochter.

Langsam nehme ich nun dem Kinde das Buch aus der Hand und schlage die erste Seite auf.

„Ehre Vater und Mutter, auf daß Dir's wohl ergehe!" steht mit fester Handschrift oben auf dem Blatt. In der Mitte ist ein Bild. Ein Kreuz mit roten Rosen umwunden, und darunter steht: „Zum Andenken an Deine Mutter."

Es war an einem Herbstmorgen, dichter Nebel lag noch in den Gassen, und in den Stuben brannten noch Lichter hinter feucht angelaufenen Fenstern, als mir meine Mutter diese Worte in das Buch schrieb. Ich saß am Tisch und frühstückte, und als ich einen Augenblick aufblickte, sah ich, wie meine Mutter die Hand vor die Augen legte, aus denen in großen Tropfen das Wasser lief. Damals verstand ich nicht, warum sie weinte, später aber wußte ich, daß es wegen meines Bruders war, der ihr viel bitteres Weh angetan hatte, und dem es in der Fremde schlecht ging.

Langsam drehe ich dann das Blatt um und mit blauer Tinte steht da ein langer Vers vom Blümlein der Zufriedenheit, das mir am Wege blühen möge, „gewidmet von Deiner Dich liebenden Freundin Rosa Jäger."

Ich brauche lange, bis ich mir diese Freundin ins Gedächtnis zurück rufen kann. Endlich aber fällt mir ein, daß sie ein schwarzhaariges Mädchen war, mit bleichem Gesicht und großen, schwarzen Augen. Sie hatte viele Geschwister und einmal war ihr ein sechs Wochen altes Schwesterchen gestorben. Da hatte mir das Mädchen gesagt, daß das Kind einen ganz blauen Körper habe, und heimlich hatten wir uns in das Zimmer geschlichen, wo das Kind lag. Es hatte ein langes, steifes Sterbehemdchen an und neben ihm auf dem Bette, wo es aufgebahrt lag, waren stark riechende Blumensträuße. Vorsichtig hoben wir dem Kindchen das Hemd hoch und neugierig besahen wir uns den toten Körper des Kindes. Auf einmal aber hörten wir im Nebenzimmer Schritte und schnell waren wir unter das Bett geflüchtet, wo ich eine unsagbare Angst ausgestanden hatte. Später hatten wir uns dann wieder leise davongeschlichen, aber das tote Kind und seinen bläulichen Körper hatten wir uns noch einigemal heimlich angesehen.

„Lerne beten, gehorchen und arbeiten!" steht auf einer der nächsten Seiten, von meinem „treuen" Vetter Emil. Ob er selbst manchmal gebetet hat, das weiß ich nicht, gehorcht und gearbeitet hat er nie. Er hat mir diese Widmung auch wohl nur geschenkt, weil ihm nichts besseres eingefallen war.

Dann kommt ein Gedicht von einer mich „ewig und treu liebenden Freundin Luise Müller." Das preist die Sanftmut, Elternliebe, doch das höchste Kleinod sei: Frömmigkeit und Herzensgüte.

Ach, diese „Freundin" war ein so heimtückisches und verlogenes Geschöpf, das später große Betrügereien gemacht und sich dann umgebracht hat.

Es war an einem Tag im Juni, als die mir diesen Reim widmete.

Wir gingen zusammen die Landstraße entlang, die an meinem elterlichen Haus vorbeiführte, und die Sonne war schon hinter den Bergen verschwunden. Ich hatte ein leichtes, hellblaues Waschkleidchen an, das den Hals frei ließ, und ich sprach gerade davon, wie ich mich vor Mäusen und Schlangen fürchte, als das Mädchen sich bückte, etwas aufhob und mir oben am Hals in mein Kleidchen steckte. Es fühlte sich kalt an und ich spürte, wie es sich an meinem warmen Körper bewegte. Und wie ich nun ängstlich anfing zu schreien und zu fragen, was das sei, sagte sie mit einem bösen Lächeln: „Eine Kröte."

Ich schrie, was ich konnte, zerrte an meinem Kleid und dann vergingen mir die Sinne und kalter Schweiß trat mir auf die Stirne. Da mochte das Mädchen wohl gesehen haben, was ich angestellt hatte, denn sie riß mir das Kleid auf und langte das Tier wieder heraus. Als ich mich dann wieder beruhigt hatte, sagte sie, sie wolle mir ein schönes Gedicht in mein Album schreiben, wenn ich nichts von dem eben Erlebten meiner Mutter sage.

So wende ich ein Blatt nach dem andern um und lese, was mit ungelenken Kinderhändchen geschrieben worden ist; und immer mehr breitet sich jene Zeit vor mir aus mit all ihren Freuden und Schmerzen.

Ich sehe mich wieder im kurzen Kleidchen mit meinen Gespielinnen über Wiesen und Felder springen und an heißen Sommertagen unter Bäumen liegen und durch ihr Geäst in den blauen Himmel hinaufschauen, wo hoch oben die Schwalben zwitschernd hin und her flogen.

Auch eines bitterkalten Winters erinnere ich mich, da zu mir eine jener Freundinnen gesagt hatte, ich solle einmal den eisernen Brunnen verkosten, wie süß der im Winter sei. Und da ich nicht weiter überlegte und mit meiner Zunge das Eisen berührte, blieb sie wie angefroren daran hängen, und ich hatte noch lange nachher starke Schmerzen. Die Freundin aber lachte mich aus und fragte mich, wie der Brunnen geschmeckt habe.

Und viele, die mit mir Kinder gewesen sind, tauchen vor mir auf aus der Vergangenheit mit fliegenden Haaren und flinken Beinchen.

Ach, was mag aus all denen, die mich „ewig liebten", geworden sein?!"

So sitze ich noch an meinem Schreibtisch, vor mir das Buch, und dunkel ist es inzwischen im Zimmer geworden.

Meine kleine Tochter war gegangen, ohne daß ich es gemerkt hatte. Leise kommt sie jetzt zurück und vorsichtig fragt sie, ob ich das Buch wegwerfe, und liebkosend schlingt sie ihre kleinen Kinderarme um meinen Hals.

Da küsse ich sie auf ihr kleines Mäulchen und sage: „Nein."

„Gelt," sagt sie, — „weil es so wunderschön ist. — — —?"

„Ja, weil es so wunderschön ist," erwidere ich, und schaue ihr in das zufrieden lächelnde Gesichtchen.

Späne.

Jung devot — alt Despot.

Viele lieben die Wahrheit — die sie den ander'n sagen.

Die Schmeichelei ist für viele ein lohnender Broterwerb.

Die Launen der Großen sind oft die Steigbügel der Kleinen.

Oft winkt das Glück dem Einen, und der Andere läuft herbei.

Hausfriede nennt man's, wenn der Mann 's Maul hält.

Hundert erhitzen sich für die Sache, einer erwärmt sich dafür.

Erwirb dir Geld, so viel du brauchst, Weisheit aber, so viel du kannst.

Liebenswürdige Schwächen finden oft mehr Anklang als große Vorzüge.

Wen Sorgen und Kummer begleiten, hat stets gute Wegweiser an Kreuzwegen.

Das Sprichwort „Ehrlich währt am längsten" stammt scheinbar von einem Diebe.

Mißbrauche deine Kraft niemals an dem, was andere tun; die eigne Kraft soll sich bewähren.

Auch der Erbe, der weint, weil er zu wenig geerbt hat, ist immer noch ein lachender Erbe.

Mancher Autor muß in einem anfänglich lauten Beifall später einen stillen Trost finden.

Keine Tugend kommt einem im Leben zustatten, wie die Bescheidenheit — andrer Leute.

Wenn die Grazien die Frauen verlassen, knüpfen sie oft mit den Musen Freundschaft an.

Man kann nicht zween Herrn dienen, namentlich nicht, wenn sie weiblichen Geschlechtes sind.

Nie kommt das Glück allein, sagt ein Dichter. Das ist richtig, immer kommen die Verwandten mit.

Das Unglück liebt Gesellschaft; darum kommt es selten allein, sondern paarweise wie die Ochsen.

Hätten die Pferde Verstand, so würde manches sich wundern, weshalb sein Herr zur Kirche fährt.

Es ist mitunter mehr wert, wenn man nur eine einfache Anerkennung und nicht den ersten Preis erhält.

Das Unangenehme läßt sich nicht dadurch abwenden, daß du deinen Zorn darüber an andern auslässt.

Sieh nicht auf die viele Arbeit, welche du zu tun hast; blick auf die zurück, welche bereits getan ist.

Man hört oft die Wahrheit liegt in der Mitte. — Natürlich. Wie könnten sonst so viele um sie herumgehen.

Es gibt zwei Farmer, der eine heißt „Unkraut", der andere „Reinfeld". Wer von beiden hat die beste Ernte?

Was man der ganzen Welt zuliebe nicht vollbringen würde, vollbringt man oft einem Einzigen — zum Trotz.

Wer seine Wünsche nicht beherrschen kann, gleicht dem steuerlosen Schiff, das schon am nächsten Felsen zerschellen wird.

Ein Erfolg kann auch daraus entstehen, daß man unfähig ist, das auszuführen, was man sich vorgenommen hatte, zu tun.

Wer immer bereit ist, Hilfe anzunehmen, aber nie zu leisten, wird schließlich in seiner größten Not niemand finden, der ihm hilft.

Viele Menschen sind deshalb unglücklich, weil sie sich angewöhnt haben, unglücklich zu sein: zu klagen zu nörgeln und zu schelten, wo keine Ursache dafür vorhanden ist.

Fabelhafte Schweinepreise. Es keine Seltenheit mehr, daß in der Umgegend von Freiburg 2500 Mark und mehr für ein schlachtreifes Schwein bezahlt werden. Kürzlich kam es sogar vor, daß für ein kleines Schwein (Lebendgewicht etwa 150 Pfund) 1600 Mark verlangt worden sind. Das Schlachtgewicht soll 110 Pfund betragen haben.

Ungarns Reformen. Eine Verordnung des Budapester revolutionären Regierungsrates verfügt die vollständige Gleichstellung der außerehelichen Kinder mit den ehelichen und trifft Verfügungen bezüglich der nachträglichen Eintragung des Vaters in die Matrikel, wobei hervorgehoben wird, daß die Matrikel-Auszüge und Geburtsscheine so ausgestellen sind, daß die nachträgliche Eintragung des Vaters darin nicht zum Ausdruck kommt. Mann und Weib, welche seit wenigstens einem Jahre wilder Ehe lebten, können, wenn sie nicht direkte Blutsverwandte oder Geschwister sind, ohne Rücksicht auf jedes Ehehindernis die Ehe schließen.